

Blätter, da der poröse Luffboden der Gegend die Entstehung dauernder Wassertümpel nicht gestattet. In diesen Eiern bildet sich der junge Frosch bis zu seiner vollkommenen und letzten Metamorphose aus, nur daß er beim Ausschlüpfen noch das Schwänzchen besitzt, das aber wenige Stunden darauf auch abfällt (Fig. 56). Dieses im Ei sehr breite Schwänzchen scheint dem Embryo nebenbei als Atmungsorgan zu dienen, während von Kiemen oder Kiemenlöchern keine Spur zu finden ist. Die Entwicklung dieser Froschart ohne eigentliche Metamorphose, ohne Kiemenbildung und innerhalb einer dem Amnionfruchtwasser der höheren Wirbeltiere ähnlichen Flüssigkeit gibt viel zu denken, um so mehr, da Selenka erwiesen hat, daß sich dabei noch weitere Ähnlichkeiten mit der Entwicklung der Reptilien, z. B. in dem frühen Auftreten der Urniere, bemerkbar machen. Wir sehen also hier einen wirklichen Übergang von den Amphibien zu den Amnioten (den Reptilien, Vögeln und Säugetieren, deren Embryo in einem besonderen Saft, dem „Amnion“, heranwächst) und können uns danach leicht vorstellen, wie ähnliche Übergänge auch bei paläozoischen Uramphibien stattgefunden haben mögen, um unmerklich zu den Uramnioten überzuführen, von denen sich das Reich der höheren Wirbeltiere geschichtlich wirklich herleitet. Das Lehrreichste ist aber dabei, daß wir in dem Mangel an geeigneten Süßwasserbecken für die Kiemenatmung der Jungen zugleich die äußere Ursache erkennen, die in unserem Falle diese kleinen Frösche veranlaßt hat, ihre Entwicklung im Eileben zusammenzudrängen und dabei auf den ausführlichen „Bericht aus der Urzeit“ zu verzichten, den fast alle anderen Amphibien in Gestalt ihrer wirklich kiemenatmenden Kaulquappen noch pedantisch genau liefern. Wir fragen uns, ob nicht eine ganz ähnliche Ursache vor vielen Jahrmillionen auch den entscheidenden Umschwung bewirkt haben könnte?

Wie die Amphibien in dieser jüngeren, nackten Gruppe aber als Ganzes heute vor uns stehen, sind sie die letzte Station auf der Bahn der Wirbeltiere, für die das Wasser noch eine absolute Notwendigkeit war. Ihr Lebenlang sehnen sie sich nach dem feuchten Element zurück, in dem sie ihre Jugendzeit verbracht haben; sie fühlen sich auf dem Lande viel weniger sicher und eilen bei jeder androhenden Gefahr wieder dem Wasser zu. Dabei sind sie, so weit wir sie kennen, heute viel harmloserer Natur als die grausamen Fische, und nur der Aberglaube hat einigen von ihnen düstere und furchterweckende Eigenschaften angedichtet. Sie nähren sich außerhalb des Wassers hauptsächlich von Angehörigen der Tiergruppe, die ihnen in der Landung vorausgegangen war, von Insekten, allein da grade diese Beute keinen großen Widerstand zu leisten vermag, so sind sie trotz dieses streng durchgeführten „Raubtiercharakters“ weder sonderlich erstarrt, noch zur Entwicklung jenes wilden Naturells gelangt, das wir bei so vielen Fischen und Reptilien als charakteristisch antreffen. Abgesehen von ihrer durch den Insektenfang erhöhten Sinnesschärfe, glauben wir in ihrem Tun und Treiben aber auch einen Fortschritt der allgemeinen Durchgeistigung der